

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882 1878

17 (28.4.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören zweide.

Im Nützligen Einheit,
Im Zweifelhaften Freiheit.
In Allem Liebe

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Sottfänger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.

Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 40 Pf.;
ins Haus gebracht und
im Buchhandel (Commis-
sionär A. Fernau in Leip-
zig) 55 Pf.

Passende Anzeigen: Die
Nonpareille-Feile oder
deren Raum 30 Pf.

Nr. 17.

Strasburg im Elsaß,

28. April 1878.



Maienkäferlein.

Maien-, Maienkäferlein,
Zeig' mir 'mal dein Spiegelein;
Spann' die Flügel alle aus,
Fliege über Nachbars Haus.

Purr, purr, purr,
Flieg' und schnurr!

Fliege in den grünen Wald,
Daß ich dich nicht länger halt';
Saftig ist das Laub und frisch,
Und gedeckt ist der Tisch.

Purr, purr, purr,
Flieg' und schnurr!

Kurz ist ja der schöne Mai
Und das Leben bald vorbei.
Wenn das Blütenblättlein fällt,
Ist auch dir dein Ziel gestellt.

Purr, purr, purr,
Flieg' und schnurr!

Böse Zungen halten dich
An dem Fädchen jämmerlich,
Reißen dich am kleinen Bein;
Ich will nicht so grausam sein.

Purr, purr, purr,
Flieg' und schnurr!

E. W.

* Das Bild ist gezeichnet von Adrian Ludwig Richter. Siehe über denselben Nr. 15, S. 113.

Ueber die Volksstitten zur Osterzeit.

II.

Ueber die „Ostereier“ gibt es gar viele lustige
Geschichten zu erzählen, schon ihr Ursprung in jedem
Jahre ist ja wunderbar. Der „Ostereier“, welcher
sonst zu den Säugethieren gehört, die bekanntlich leben-

dige Junge zur Welt bringen, soll sie gleich der Henne
überall hinlegen. In vielen Religionen der alten vor-
christlichen Völker, so der Griechen und der Indier, ist
das Ei ein Sinnbild des neu beginnenden Naturle-
bens. Wie aus dem scheinbar todtten Ei ein ganz neues,

lebendiges Wesen hervorgeht, so wird aus der im Winterschlaf erstarrten Erde die lebengebende Frühlingskraft durch die Sonne hervorgerufen. Die Ostereier müssen bunt gefärbt sein, namentlich roth und gelb; denn das sind die Hauptfarben der Sonne. Die Eier waren bei den alten Deutschen die heiligen Gaben der fruchtbaren Erd- und Sonnengöttinnen, sowohl der Ostara, von der schon viel berichtet worden ist, als auch der Freya; durch die heidnischen Priester wurden der Göttin Ostara Eieropfer dargebracht. Der Glaube, daß der Hase die Eier lege, hat ebenfalls seinen Grund in der religiösen Vorstellung unserer Vorfahren. „Der Hase, als Sinnbild der Fruchtbarkeit, gehört wiederum der Frühlingsgöttin Ostara oder auch der Hulda, der Frau Holle oder Harle an; Harle's Herde besteht aus lauter Hasen; Hulda läßt sich bei ihren mächtlichen Wanderungen von Hasen Lichter voraustragen; Hasenteiche, Hasenbrunnen, Hasennester gelten vielfach als der Ort des Ursprungs der Kinder.“ Während wir jetzigen Deutschen den Hasen als Lieblingsbraten verspeisen, durften unsere Vorfahren ihn nicht essen; der Hase war ihnen ein der Gottheit geweihtes Thier.

Die Sitte der alten Deutschen, den Ostereiern eine große Bedeutung beizulegen, ist in die christliche Zeit mithinübergegangen. Es lag nahe, daß man das Ei als ein Sinnbild für das neue Leben betrachtete, welches Christus der Welt gegeben, nachdem er die Pforte des Grabes durch die Auferstehung gesprengt hatte. Bis auf den heutigen Tag werden die heidnischen Osterhasen, Osterhäselein in Zucker und Backwerk zur Osterzeit verschenkt, nicht minder die Ostereier mit christlichen Abzeichen; sie werden mit dem Bilde eines Engels, eines Lammes, eines Lammes mit dem Friedensfähnlein verziert. Wie in der heidnischen Zeit den Priestern Eier für die Gottheit gegeben wurden, so ist es bis heute noch in vielen Gegenden der Fall, daß zum Zeichen der Anhänglichkeit den Pfarrern und Lehrern zu Ostern von den Gemeindegliedern Eier verehrt werden. In Leuscheid an der Sieg mußte ein jedes Kind, welches confirmirt wurde, dem Pastor fünfzwanzig Eier bringen.

Fast in allen Gemeinden des deutschen Vaterlandes, ja über die Grenzen Deutschlands hinaus gibt es wunderliche Sitten, in denen das Osterei den Hauptgegenstand bildet. Fast überall verstecken die Eltern am Ostertag buntgefärbte Eier irgendwo im Hause oder im Garten. „In Schwaben macht man ein Nest von Moos oder anderem Grün, auf das man einen Hasen setzt, und in Hessen legt man bisweilen alle Eier in ein mit Spänen umzäuntes Gärtchen, welches Hasengärtchen heißt.“ Die versteckten Eier werden von der munteren Kinderschaar unter großem Lärm aufgesucht; das Kind wird am meisten bewundert, welches im Aufsuchen am glücklichsten war. Sind die Eier gefunden, dann tritt das sogenannte „Spicken, Tiffen oder Klippen“ ein. Die Kinder stoßen die Eier mit den spitzen oder stumpfen Enden gegeneinander. Wessen Ei zerbricht, der verliert und muß es dem andern geben,

dessen Ei härter gewesen ist. Am Rhein sieht man zur Osterzeit auf den öffentlichen Plätzen ganze Schaaren Kinder, die dieses „Klippen“ spielen und nicht leicht müde darin werden. In den östlichen Gegenden Deutschlands muß der Pathe seinem Pothentkind zu Ostern ein Ei verehren. „Die Kinder der ärmeren Klassen — so lesen wir über die Volksfitten in Belgien — ziehen am Osteramstag auf den Dörfern herum und singen Lieder, um sich Ostereier zu erbitten, wobei sie aus Ochsenhörnern blasen, um den Pächtern und Grundbesitzern ihre Ankunft zu verkündigen. In einigen Ortschaften macht die ganze Schule einen gemeinschaftlichen Kundzug mit großen Körben, und trifft es sich zufällig, daß zwei solcher wandernden Schulen sich auf ihren Wegen begegnen, so kommt es nicht selten zu erbitterten Kämpfen mit Stock und Fäusten. Mitunter ist es auch bloß der Klüster oder Glöckner, welcher mit den Chorknaben von Gehöst zu Gehöst geht, um Ostereier zu sammeln.“ In Vorarlberg ziehen Männer und Kinder unter Fackellicht am Vorabend vor Ostern von Haus zu Haus und singen unter Begleitung der Zither Auferstehungslieder, sie empfangen dafür Ostereier oder Brod und Wein; ähnliche Gebräuche finden sich in Schwaben. In letzterem Lande ist es namentlich am Ostermontag eine uralte Sitte, auf den Wiesen Eier aufzulesen oder zu „klauben“, wie man das Wettspiel nennt. Bei dem alten Schwenter, den wir in der vorigen Nummer des Volksblatts angeführt haben, lesen wir folgende Beschreibung des Volksfestes. „Man geht hinaus auf's Feld oder in einen weiten Hofgarten oder Wiesen; da läuft man mit ganzen Körben Eier zu. Man nimmt eine gewisse Zahl derselben, hundert, zwei hundert oder noch mehr. Solche legt man auf den Boden, der Länge nach, eines hinter das andere, in gewisser Entfernung; etwa einen Schritt weit eins von dem andern. Der das Spiel gewinnen will, muß diese Eier allesammt, eins nach dem andern, zuvor klauben (das ist: nehmen) und in ein bestimmtes Geschirr, Sieb oder Korb legen, unzerbrochen, ehe daß ein anderer, zu einem gewissen Ziel laufend, wieder zurückkommt. Da gibt es nun ein Gewett (Wette), welcher von diesen Beiden geschwinder sei, der Laufer oder der Klauber, das ist, der eine im Hin- und Herlaufen, oder der andere im Eierklauben. Das ist nun lustig zu sehen; denn also oft der Klauber ein Ei aufhebt, läuft er damit zum Korb oder Sieb und legt's darein. Kehrt derweilen der Laufer eher zurück, so ist das aufgesetzte sein Gewinn; gleichwie es des Aufklaubers ist, wann er vor der Zurückkunft des Laufenden mit dem Aufklauben fertig wird; zerbricht er aber ein Ei, so hat er's Spiel verloren. In vielen Orten üben die Kinder die Kunst, das Ei so in die Höhe zu werfen und auf den Boden fallen zu lassen, daß es nicht zerbricht. In Königsegg in Schwaben verkauft man zu Ostern ausgeblasene Eier, die mit Blumen bemalt sind. In der Höhlung befindet sich eine kleine Walze, um welche ein mehrere Ellen langer Papierstreifen gewickelt ist, worauf Verslein stehen. So z. B. :

Liebsteß Kind, darf ich's wagen,
 Dich ein einziges Wort zu fragen?
 Ob deine Lieb und Trenn
 Nur auf mich gerichtet sei?
 Blumen welken, Schönheit schwindet,
 Alles gehet mit der Zeit;
 Doch was die Liebe sonst umwindet,
 Das bleibet Jahre so wie heut.
 Ein Hüttchen, darinnen ein Stübchen,
 Und ist der Raum auch so winzig und klein,
 Wie dieses Ei!

Noch sei bemerkt, daß das Ofterei nach dem Volksglauben allerlei Zauberkraft besitzt. So kann man eine Feuersbrunst sofort löschen, wenn man rückwärts ein geweihtes Ofterei hineinwirft. Wenn man das Wasser, in welchem die Ofterei gekocht sind, an die Wand eines Stalles gießt, werden die Kühe nicht krank. Wenn ein Mädchen dem Geliebten Ofterei gibt, welche sie am Ofterfamtage beim geweihten Feuer roth gesotten hat, so wird die gegenseitige Liebe gestärkt und kann nicht gebrochen werden.

Mit der Sitte der Ofterei hängt unzweifelhaft die andere zusammen, daß in den Häusern des Volkes verschiedene Arten von Gebäck gerade am Ofterfest von den Hausfrauen gebacken werden. In diesen Gebräuchen, die freilich allgemein in der Abnahme begriffen sind, liegt eine Erinnerung an frühere heidnische Opfer und Opfermahlzeiten der alten Deutschen. In dem von Bonifacius verfaßten „Verzeichniß heidnischen Aberglaubens“ ist die Rede davon, daß die alten Deutschen an gewissen heiligen Tagen Brode, Fladent oder Kuchen in Form ihrer Götterbilder verfertigten. Solche aus Teig geformte Götterbilder hat man denn auch in den sogenannten Ofterwölfen, Heidewecken, in den verschiedenen Formen der Backwerke am Christbaum erkannt. In Wien backt man Ofterfleck, in Sachsen Ofterfladen, in Westfalen Ofterpfannkuchen. In Böhmen ist der Lambraten das gewöhnliche Oftergericht; jeder Diensthote erhält einen Ofterlaib oder Ofterbrod mit Rosinen. In Schwaben hat man auch Ofterfladen, daher das Sprüchwort: „Du ißest d'Flade am Karfreitag, an Oftern hast nichts.“ In Lindau backt man Oftergeigen. Die Hauptspeise aber war in alter Zeit das sogenannte „Gefegnets“, eine Eierfleischspeise; sie hat den Namen daher, daß man sie in die Kirche am Oftertag trug, um sie vom Priester segnen und weihen zu lassen. In manchen katholischen Ländern ist es auf Dörfern noch immer Sitte, zu Oftern in der Kirche Speisen weihen zu lassen. Wenn der Morgengottesdienst beendet ist, so drängt sich die Menge um den Weihaltar und setzt ihre Körbe nieder, welche mit weißen Tüchern bedeckt sind, damit der Priester über sie den Segen spreche.

Unzählich sind die Volksitten, welche, theils ernste, theils lustige Handlungen, zu Oftern von dem niederen Volk immer wieder ausgeführt werden. In Schwaben kennt man das sogenannte „Emmausgehen“. Am

Oftermontag ist der Gang nach „Emmaus“ ein Lustgang ins Wirthshaus einer benachbarten Ortschaft. Man hält es für seine Pflicht, seine Gespielin einzuladen. In manchen Städten Süddeutschlands wird ein fetter gemästeter Ochse, der sogenannte Ofterochs, bekränzt durch die Straßen geführt, und jede Familie sucht von dem geschlachteten Prachtochsen ein Stück Fleisch für's Fest zu bekommen. In alter Zeit mußte der Priester auf der Kanzel dem Volke ein lustiges Stücklein, eine Anekdote, einen Scherz, überhaupt eine Lachen erregende Erzählung zum Besten geben, das sogenannte Oftermärchen, um das Volk zu erheitern und ein Oftergelächter hervorzurufen.

Lange Zeit hindurch durbete die christliche Kirche die sogenannten Osterspiele, öffentliche theatralische Aufführungen aus dem Leben Christi, z. B. vom großen Abendmahl und den zehn Jungfrauen, von den Leiden des Herrn, von Esther u. s. w.

In England und Norddeutschland ist am Oftermontag das sogenannte Ballspiel ein Hauptfest geworden.

Wir schließen unsere Erzählungen über die Volksitten zur Ofterzeit mit der Schilderung eines solchen Ballspiels in einem Dorfe bei Salzwedel, welche wir einer Sammlung von „Volksitten im festlichen Jahr“ entnehmen. Am Oftertag oder schon Sonntag Judica zieht das gesammte junge Volk auf den Hof eines neuen Ehepaars und singt:

Sie sind wi Jungfern alle,
 Wi sing'n een Brutballe!
 Will uns de Brut (Braut) den Ball nich gewen,
 So will'n wi er den Mann of nehmen!
 Eier Mann, Eier ja!
 N. N. mit sine junge Brut
 Schmiett (schmeiß) uns den Brutball h'rut (heraus),
 So grot (groß) as een Zipollen (als eine Zwiebel)
 Den soll'n i'i (sie) woll behollen (wohl behalten).

Dann folgt das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ worauf die junge Frau einen Ball über das Dach des Thorweges wirft und ihr Mann einen Thaler gibt. Als Dank wird dafür gesungen:

Se hebben uns eene Verehrung gegewen,
 De Iewe Gott lath se in Freedten Iewen!
 Dat Glück wahr Jahr ut un d'ut,
 Dat Unglück Jahr tom Gäwel herut!

Das heißt:

Sie haben uns eine Verehrung gegeben,
 Der liebe Gott laß' sie in Frieden leben!
 Das Glück mag wahren Jahr ein, Jahr aus,
 Das Unglück fahre zum Siebel hinaus.

Colmar.

N.

Nr. 16, Seite 124, Zeile 27 von oben ist statt „Kirchenvater Augustin“ zu lesen „Glaubensbote Augustin.“

Samuel Heinicke,

Begründer der ersten Taubstummen-Anstalt Deutschlands.



Samuel Heinicke,

geb. den 10. April 1729 in Naußschütz bei Weißenfels an der Saale, † den 30. April 1790.

I.

Das deutsche Vaterland hat am 14. April d. J. das hundertjährige Stiftungsfest der ersten Taubstummen-Anstalt Deutschlands gefeiert, die, im Jahr 1778 von dem edlen und hochherzigen Samuel Heinicke unter dem Schutze seines Kurfürsten Friedrich August in Leipzig eröffnet, nicht nur als die Mutter-Anstalt der 80 jetzt im Deutschen Reiche bestehenden Erziehungshäuser begrüßt werden kann, sondern deren Heilverfahren sich auch weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus verbreitet hat und seit jüngster Zeit selbst in England, Amerika, Italien und Frankreich zu gerechter Anerkennung kommt, so daß die 250,000 in Europa lebenden Taubstummen dem Tage ihrer sittlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung nicht mehr ferne stehen.

So lange über die körperlichen Ursachen und sittlichen Folgen der Taubstummheit die lächerlichsten und oft verderblichsten Vorurtheile herrschten, wußten die meisten Eltern nirgends anderswo die Heilung ihrer taubstummen Kinder als bei herumziehenden Salbadern und Zigeunerhorden oder im unheilvollen Zungenlösen und in allerlei Wundernützen der Sympathie zu suchen. Da war keine Rede von einer vernunftgemäßen und volksthümlichen Bildung. Der Taubstumme war als bildungsunfähig mit den Blödsinnigen und Kretinen zu einem rein körperlichen Dasein verurtheilt. Sein Doppelgebrechen galt theils als ein unlösbares Hemmnis jeder Art menschlicher Bildung, theils als ein geheimnißvolles Gottesfiegel, dessen Lösung der mittelalterliche Aberglaube als eine Gotteslästerung brandmarkte: Kirchenbann und Inquisition bedrohten die ersten Wohltäter und Sprachlehrer der Taubstummen. Und da dieser Irrthum durch das Ansehen des griechischen Weltweisen Aristoteles bekräftigt wurde und sich vom hl. Augustinus sogar bis zu dem großen Denker Kant fortgeerbt hat, so ist es kein Wunder, daß wir bis in's 16. Jahrhundert hinauf nur wenigen, vereinzelten Bildungsversuchen begegnen, während die große Mehrzahl dieser Beklagenswerthen dem verhängnißvollen Loofe schrecklichster Verwilderung überlassen bleiben mußte.

Dieser hie und da vorkommende Einzelunterricht beschränkte sich meistens auf taubstumme Kinder aus den reicheren und adeligen Familien; denselben besorgten bald die Väter selbst, bald als Lehrer angestellte Aerzte und Geistliche. So wurde ein Taubstummer von Agricola († 1485), Professor der Philosophie in Heidelberg, unterrichtet. Joachim Pascha, Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg († 1578), und Pastor Raphael († 1715) widmeten sich der Erziehung ihrer eigenen taubstummen Töchter.

In Spanien und Italien leiteten ausgezeichnete Aerzte und Mönche wie Cardan de Pavia († 1576) und Ramirez de Carian die Erziehung von mehreren taubstummen Prinzen aus dem Fürstenhause Savoyens. So begegnen wir etwas später in Frankreich Ernaud, Pereira († 1745) und besonders dem Abbé de l'Épée († 1760). In Holland machte sich außer van Helmont († 1657) hauptsächlich der Arzt Conrad Amman († 1688) in Amsterdam um den Taubstummen-Unterricht verdient, dessen „Surdus loquens“ (ein Buch mit dem Titel: „Der sprechende Taube“) der Ausgangspunkt für das durch Heinicke begründete deutsche Unterrichtsverfahren werden sollte.

II.

Die Taubstummheit ist ein rein körperliches Gebrechen (entweder von der Geburt übererbt oder nach der Geburt in den ersten Kinderjahren ausgebrochen) und hat keinen andern nachtheiligen Einfluß auf die geistigen Bildungskräfte, als daß durch den Mangel von Gehör und Sprache deren regelmäßige Entwicklung erschwert und verspätet ist.

Die geistige Anlage bleibt unverletzt, und das taubstumme Kind sucht sich der Fesseln seiner Vereinsamung und seines geistigen Bannes zu entledigen und sich in die Gemeinschaft von Familie und Mitwelt einzubürgern. Der Taubstumme bedient sich — dem allmäligen Erwachen seines Geistes und dem gesteigerten Bedürfnis geselligen Verkehrs gemäß — der natürlichen und auf der Nachahmung der Außenwelt beruhenden Zeichen- oder Geberdensprache, die sich, allsobald als bequemes Verkehrsmittel angenommen, das Erbrecht der Muttersprache annahm.

Dennoch findet sich eigentlich kein Taubstummer vor, der nicht eine gewisse Claviatur von Naturlauten besitze; denn da seine Sprachwerkzeuge unverfehrt sind und nur durch den Mangel an Uebung als Todt liegendes verkümmern und verfallen, so folgt er dem menschlichen Sprachinstinkt und begleitet meistens auch seine Geberden mit Lauten und Lautverbindungen, die, wenn noch so unvollkommen, eine Nachahmung der Mundbewegungen der zu ihm Sprechenden oder ein sprachlautliches Geberdenspiel sind.

L'abbé de l'Épée, der um's Jahr 1760 in Paris die erste Anstalt für Taubstumme errichtete, hat seine Me-

thode auf die Geberdensprache gegründet. Dieselbe hat sich aber nach kurzer Erfahrung für die vernünftigsprachliche Ausbildung der Zöglinge als unzulänglich erwiesen und mußte durch das aus Spanien stammende Fingeralphabet und die sogenannte künstliche Geberdensprache ergänzt werden.

So bildeten Schrift, Geberdensprache und Handalphabet die gepriesene Dreizahl der Pariser Anstalt, die dem Geiste ihres frommen Stifters gemäß vorzugsweise die sittliche und religiöse Entwicklung der Taubstummen zu fördern suchte und diesem edlen und höchsten Ziel aller Erziehung deren Ausbildung für die Gesellschaft opfern zu müssen wähnte, ein Irrthum welcher so ganz dem französischen Geiste entgegengesetzt ist und deshalb auch mit der volksthümlichen Entwicklung der Nationalbildung nicht länger Schritt halten kann, wie denn bereits seit zwanzig Jahren in Paris und in mehreren Provinzstädten die trefflichsten Erfolge durch die Lautsprache erzielt werden.

Samuel Heinicke, geboren 1729 zu Nauhschütz bei Weisensfels und gestorben 1790 zu Leipzig, hat vor Allem das große Verdienst, der krankhaften Fremdsucht seines kleingeistigen Zeitalters nicht blindlings gehuldigt und der Modesthuth des Auslandes seine urwüchsige und ächt deutsche Natur entgegenzusetzen zu haben. Während der Kaiser Joseph II. in Person im Jahre 1777 zu öfteren Malen und mit einer gesteigerten Bewunderung dem Unterrichte in der Pariser Anstalt beiwohnte und daselbst den Geistlichen Storf ausbilden ließ, der 1779 die Wiener Taubstummen-Anstalt nach französischer Methode eröffnete; ja während die Städte Madrid, Genf, Amsterdam, Prag (1784), Gröningen (1790), Rom (1784) und sogar Berlin (1788) in die allgemeine Bewunderung der französischen Methode einstimmten und die Begründer ihrer Anstalten von Abbé de l'Épée sich begeistern und leiten ließen, wagte es der bescheidene Cantor zu Eppendorf bei Hamburg (1768) und spätere Begründer der Leipziger Anstalt das „Ich kann nicht“ seines hohen pädagogischen Geistes und seines warmen Nationalgefühls der französischen Lehrmethode als Fehdehandschuh hinzuwerfen und in der Ungeschmintheit seines Wahrheitssehers gegen die mit Lorbeeren gekrönte französische Größe zu kämpfen. Zu bedauern bleibt nur, daß Heinicke in diesem Zweikampf die Grenzen aller Billigkeit überschritt und sich zu leidenschaftlichen Ausbrüchen verleiten ließ, die der deutschen Sitte und Wissenschaft widerstreben.

Die deutsche Methode sucht vor Allem den Taubstummen zu entstummern und ihn durch den Besitz der Lautsprache zu einem ebenbürtigen Mitglied der Familie und der Gesellschaft heranzubilden. Sie hält also von dem Unterrichte alle unnatürlichen Schleimittel wie Handalphabet und künstliche Geberdensprache fern, die das taubstumme Kind immer mehr dem geselligen Verkehr entfremden und in eine erniedrigende Sonderstellung in der Gesellschaft zurück-

bannen. Ja die natürliche Geberdensprache ist sogar nur gebildet, bis sie von der Lautsprache lahm gelegt und verschlungen und auf die maßvolle Nebenrolle zurückgeführt ist, die das begleitende Zeichen in der Rede des hörenden Sprechers spielt.

Die Taubstummen können es in der Lautsprache um so leichter zu einer oft ganz überraschenden Sprachfertigkeit bringen, als kaum $\frac{1}{3}$ derselben von Geburt taubstumm ist, und die Mehrzahl vielmehr das Gehör erst in den frühesten Lebensjahren verloren hat, so daß die Stimme ihre ganz natürliche Klangfarbe erhält und zugleich das Sprachbewußtsein geweckt wird.

In allen Fällen kann sich jedes taubstumme Kind, wie wenig auch seine Sprachwerkzeuge zur Lautsprache befähigt sein mögen, eine solche Kunstfertigkeit im Ablesen des Gesprochenen vom Munde der Andern erwerben, daß es mit Jedermann, ohne Beihilfe von Schrift oder Zeichen, in geselligen Verkehr und Austausch der Gedanken zu treten und in den seltensten und günstigsten Fällen sogar an Vorträgen und Kanzelreden Antheil zu nehmen vermag. Ja wir haben es selbst an mehreren Zöglingen erlebt, daß sie sich im Auslande durch rein mündlichen Verkehr bald die eine, bald die andere Fremdsprache aneigneten, und bei zwei früheren Schülern der Anstalt war die Sprechfertigkeit zu einem so hohen Grad herangereift, daß sie bei der Musterung von dem Kriegsrath als militärtauglich erklärt und nur nach wissenschaftlicher Untersuchung der höchsten Behörden frei gesprochen wurden.

III.

Seit dem neuesten Aufschwung des deutschen Volksschulwesens hat auch die Taubstummenbildung eine immer volksthümlichere Farbe und Richtung genommen und sich ihre Methode bedeutend vereinfacht und verallgemeinert. Theils hat man die Zahl der geschlossenen Anstalten vermehrt, theils wird in den größeren Städten durch besondere Schulen den gesteigerten Bedürfnissen nach Ausbildung Rechnung getragen, so daß sich jetzt von den 250,000 Taubstummen (darunter 50,000 bildungsfähige) 10,000 in den bestehenden Anstalten vorfinden. Diesen Maßstab auf Deutschland angelegt, genießen von 28,000 Taubstummen (wovon 6000 bildungsfähige) kaum 2500 einen geordneten Schulunterricht.

Diese Zahlenübersicht allein schon genügt, um zu zeigen, welche große Aufgabe dem Deutschen Reiche noch obliegt, bis alle bildungsfähigen Taubstummen das Anrecht auf Unterricht genießen. Dieser Mangel an Taubstummenschulen, dem bisher allein das Königreich Württemberg auf die menschenfreundlichste Weise gesteuert hat, ist um so beklagenswerther, wenn man die in der Verwilderung verkommenen und oft zu den größten Lastern und Verbrechen irgeleiteten Taubstummen (in der letzten Schwurgerichtssitzung des Unter-Elffasses saß wieder ein des Vätermordes beschuldigter Taubstummer),

mit jenen Glücklichen vergleicht, die sich durch Bildung das Bürgerrecht der menschlichen Gesellschaft erworben. Ohne von jenen Glanzsternen erster Größe zu reden, die wie Massien, Berthier, Pelissier in Paris, Kruse in Schleswig, Wilke in Berlin als Lehrer, Gelehrte und Dichter sich einen Namen gemacht haben, begnügen wir uns, auf bescheidene Werkstätten hinzuweisen, in denen so mancher redliche und geachtete Taubstumme als Maler, Zeichner, Schriftsetzer, Mechaniker zc. sein Brod zu verdienen und sich seinen eigenen Heerd zu gründen weiß, wofür die in neuester Zeit immer häufigeren, unter Taubstummen geschaffenen glücklichen Ehen in Paris Lyon, Genf, Basel zc. ein sprechendes Zeugniß ablegen.

Also Heil dem edlen Menschenfreund und hochherzigen Begründer des deutschen Taubstummen-Unterrichts!

Ja leben soll in Aller Munde
Dein Name hoch in später Kunde,
Du edler Vater Heimide!
Es ruht dein Werk auf Felsengrunde,
Das du mit Gott, dem Herrn, im Bunde
Gestiftet und bleibt dauernd stehn!

Schiltigheim bei Straßburg. Prof. Kilian,

Vorsteher einer Taubstummen-
Anstalt.



Der auferstandene Christus.

Von Adrian Ludwig Richter.

Aus einem russischen Gerichtssaal.

Am 12. März dieses Jahres hatte sich in dem Schwurgerichtssaale zu Sankt-Petersburg eine zahlreiche Zuhörerschaft versammelt. Auf den Treppen standen die Leute, und selbst auf der Straße vor dem Gebäude herrte eine aufgeregte Menge. Es fand eine merkwürdige Verhandlung statt. Wera Sassulitsch, 29 Jahre alt, unverheirathet, war angeklagt, den Stadthauptmann von Sankt-Petersburg, General-Adjutant Trepow, durch einen Pistolenschuß schwer verwundet zu haben. Die That selbst war von Anfang an klar erwiesen. Am 24. Januar war die Angeklagte in dem Empfangszimmer des General-Adjutanten erschienen und hatte demselben, als die Reihe an sie kam, eine Bittschrift überreicht. Während er las, zog sie plötzlich einen Revolver hervor und schloß ihm aus unmittelbarer Nähe eine Kugel in den Leib. Der Getroffene stürzte zusammen, die Thäterin aber ließ sich ruhig festnehmen. Sie bekannte offen, daß sie an Trepow Rache hatte nehmen wollen für eine Gewaltthat, welche er an einem gewissen Bogoljubow verübt hatte. Dieser Bogoljubow war ein wegen politischer Vergehen verurtheilter Student, der in einem Petersburger Gefängnisse seine Strafe verbüßte. Am 13. Juli v. J. war Trepow zu einer Inspection dorthin gekommen, und da er fand, daß ihn der Gefangene nicht höflich genug grüßte, ließ er ihn auspeitschen.

Die Angeklagte kannte weder den Einen noch den Anderen persönlich. Aber ihre eigenen Schicksale hatten ihr einen solchen Haß eingeflößt gegen die Willkür und Grausamkeit der russischen Polizeigewalt, daß sie Bogoljubow

als ihren Leidensgefährten und Trepow wie einen gemeinschaftlichen Feind betrachtete.

Es war ein trauriger Lebenslauf, der da in öffentlicher Gerichtsverhandlung vorgeführt wurde. Wera Sassulitsch stammte aus guter Familie und hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Als sie 17 Jahre alt war und eben ihre Lehrerinnenprüfung glänzend bestanden hatte, kam sie bei der Polizei in Verdacht, an politischen Umtrieben Theil genommen zu haben. Auf diesen Verdacht hin wurde sie in's Gefängniß gebracht und dort volle zwei Jahre in strenger Einzelhaft gehalten. Da man ihr aber gar nichts nachweisen konnte, erklärte man endlich die Untersuchung für geschlossen und ließ sie frei. Die Freude dauerte nicht lange. Kaum war sie ein Paar Tage bei ihrer Mutter, so kamen zwei Gendarmen, nahmen sie fort, wie sie ging und stand, und brachten sie in Winterstädte viele Meilen weit in das Innere von Rußland. Dort war ihr eine fremde Stadt zum Aufenthalt angewiesen, wo sie sich kümmerlich durchbrachte. Alle acht Tage hatte sie sich bei der Polizei zu melden und mußte sich zuweilen Durchsuchungen ihrer Habseligkeiten gefallen lassen.

Nach etlichen Jahren brachte man sie in eine andere Stadt, dann in eine dritte und vierte; Niemand sagte ihr, warum und mit welchem Rechte. Endlich schien man sie vergessen zu haben; es gelang ihr nach Sankt-Petersburg zu entweichen. Sie war auf solche Art 29 Jahre alt geworden. Da erfuhr sie die Geschichte von Bogoljubow und faßte ihren verzweifelten Entschluß.

Dem Richter ist sein Amt oft schwer gemacht; das all-

gemeine Mitleid erhob seine Stimme für die Angeschuldigte und klagte ihre Unterdrücker an, die sie so weit getrieben. Man durfte ein mildes Urtheil für sie erwarten. Die Geschworenen gingen aber noch weiter und sprachen sie gänzlich frei. Anerkennlicher Jubel begrüßte draußen die Befreite; das Volk umringte stürmisch den Wagen, in welchem sie nach Hause fuhr; die Polizei schritt ein; es gab Tödtet und Verwundete.

Seitdem ist Fräulein Saffulitsch verschwunden; die Einen sagen, die Polizei habe sie trotz der Freisprechung

wieder festgenommen und bei Seite gebracht; die Anderen meinen, sie hätte so etwas gefürchtet und sich vorsichtig in die Verborgenheit zurückgezogen.

Nach Recht und Gesetz durfte die Saffulitsch nicht freigesprochen werden. Aber wo die Beamten des Staates selbst Gewalt und Willkür üben, bringen sie schließlich auch das Rechtsgefühl der Bürger in Verwirrung und verursachen dadurch großen Schaden.

Dr. O. M.

Aus allen deutschen Gauen.¹

I. Eine Ferienreise in die Polakei.

Eine alte, ländlich gekleidete Frau begrüßte mit herzlichen Worten den Besuch; es war die Hausmutter, die mit Hilfe einiger älterer Anstaltszöglinge das ganze Haus leitete. Herr Griesgram führte darin die Oberaufsicht über die landwirthschaftlichen Arbeiten; unter seiner Obhut stand der Stall mit den ehrwürdigen Pferden, denen noch ein Paar Esel, die „Excellenzen“ genannt, zur Seite standen mit einigen Kühen, deren Milch zur Ernährung der großen Familie unentbehrlich war.

Während die Knaben im Hofe sich mit den Eseln beschäftigten, führte der Pastor die Frau Rätthin durch die einfachen Räume der Anstalt. Im obern Stockwerk standen in zwei großen Schlafsälen die kleinen eisernen Bettstellen in langen Reihen neben einander; ein Strohsack, eine Wolldecke und ein Kopfstissen dienten zur Nachtruhe; die Bettchen waren mit sauberen blauen Ueberzügen geschmückt, und Alles glänzte vor Reinlichkeit in den großen Zimmern. Im Bodengeschloß war das große Wohnzimmer; an dessen langen Tischen beschäftigten sich die Kinder, und nach gethauer Arbeit wurden sie zur Mahlzeit hergerichtet. Aber in der schönen Sommerszeit standen die Tische unter den Bäumen im Hofe, und die Kinder durften ihre Arbeiten, Mahlzeiten und Spiele in freier Luft halten.

„Ich erziehe meine Familie sehr anspruchslos, wie Sie sehen, geehrte Frau,“ sagte der Pastor, während die Hausmutter ihrem Besuche die Einrichtung ihrer Küche und Speisekammer zeigte. „Die Kinder kommen aus der ärmsten Klasse unseres Volkes; es sind meistens Deutsche, doch habe ich auch einige Polen, die ich aber „deutsch“ erziehe“; „deutsch“ bedeutet hier nämlich zugleich evangelisch. „Komm mal her, Leo Lecjinski,“ rief er einem verständig aussehenden Knaben zu, der mit einer Zeichenmappe unterm Arm soeben eintrat, „und erzähle der gnädigen Frau, wie Du nach Rogoznowo kamst.“

Der Knabe begann ohne Zögern in richtigem Deutsch seine Erzählung. „Ich bin in Znowraczlaw geboren; dort ist mein Vater Tagelöhner gewesen; er war immer krank; als meine Mutter todt war, lochte Niemand mehr für mich, da ging ich zu meiner Großmutter; die schickte mich fort, ich sollte betteln. Ich wollte aber nicht, und so stand ich den ganzen Tag am Bahnhof und trug den Herrschaften die Koffer in die Stadt. Einmal kam ein alter Herr mit einer jungen

Dame; die bat ich, ob ich ihr Gepäck tragen dürfe. Sie hatten aber keines. Da weinte ich, weil ich den ganzen Tag nichts verdient hatte und so hungrig war. Das sah die Dame und zeigte mich ihrem Vater; der gab mir ein Zweigroschenstück und fragte mich nach meinen Eltern. Ich sagte ihm, daß der Vater im Krankenhause liege und auch bald sterben müsse wie die Mutter. Aber da langte der Zug an, und fort war die Herrschaft. Acht Tage später kam der deutsche Pastor von Znowraczlaw an dem Bahnhof auf mich zu und fragte mich aus nach dem Herrn und der Dame, und was sie mir gesagt und gegeben; ich mußte alles erzählen; darauf nahm er mich bei der Hand und sagte: „Das ist der Rechte!“ Ich mußte nun mit ihm in sein Haus kommen; dort bekam ich neue Sachen und immer warmes Essen; nach einigen Tagen fuhr ich nach Rogoznowo und jetzt bin ich schon vier Jahre hier.“ — „Und der verehrte Herr aus Bremen hat für Deine Erziehung gesorgt,“ setzte der Pastor hinzu. — „Und jetzt möchte ich gerne Mechaniker werden,“ sagte Leo, „ich zeichne auch schon Maschinen.“ — „Unterdessen kommst Du zum Schlossermeister in die Lehre, und wenn er mit Dir zufrieden ist, wollen wir weiter sehen,“ sagte der Pastor zu dem Jungen, der, höflich die Mütze lüftend, hinauseilte.

„Es war eine wunderbare Geschichte mit dem Leo,“ erzählte der Pastor weiter, „er ist einer der wenigen Zöglinge, für die ich eine ausreichende Entschädigung ihrer Erziehungskosten erhalte. Die junge Dame aus Bremen konnte den armen, frierenden, zerlumpten Knaben am Bahnhofe in Znowraczlaw nicht vergessen; auf der ganzen Reise verfolgte sie das Bild des weinenden Polenjungen; durch Vermittlung der Kirchenbehörde gelang es ihr den Pastor von Znowraczlaw zu bitten, sich der Sache anzunehmen, welcher sogleich die Bremer Herrschaften an mich wies. Damit aber ihre Wohlthat nicht ausschließlich einem Polentkinde zu Gut komme, zahlen sie auch noch für einen deutschen Zögling das jährliche Kostgeld.“

„Das ist ja eine wunderhübsche Geschichte,“ sagte die Frau Rätthin, „möchte die Wohlthat nur recht schöne Früchte tragen bei dem Jungen, der einen netten, klugen Eindruck macht.“

„Mit der Erziehung der Polen ist es eine schwere Sache,“ erwiderte der Pfarrer, „sie sind ein stolzes Volk, hitzig, zornig, leicht erregt und fanatisch, mit

¹ Siehe Nr. 15, Seite 117 ff.

einem fast unbezwinglichen Gang zur Faulheit und Unreinlichkeit befaßt.

„O ja, ich habe schon etwas von den polnischen Wirthschaften gesehen, seit ich im Großherzogthum lebe,“ sagte lächelnd die Frau Rätin, „vorn heraus die schönsten Fußstuben, aber Treppen, auf denen man über den Kehricht fällt; dabei in jedem Hofe im zierlichsten Hause ein unverdeckter Schmutzwinkel; an den feidenen Kleidern lange Schleppen, aber unten ganz abgeriffene Säume.“

„Weil sie Niemand sieht — so ist es ganz genau! Gegen diese Untugenden kämpft die sorgfältigste deutsche Erziehung oft Jahre lang vergebens! Doch will ich nicht sagen, daß nicht manchmal ganz tüchtige Menschen aus meinen Potentkindern werden; sie sind meistens ihren Herren treu ergeben, und manche Herrschaften halten mit Vorliebe polnisches Gesinde. Das Schlimmste bei einer Bevölkerung wie die unsere ist immer der Umstand, daß die Einwanderer die Fehler der eingebornen Bevölkerung leichter annehmen als ihre Tugenden; was wir für Kämpfe bloß mit der angeborenen Unreinlichkeit unsrer neuaufgenommenen Pflegekinder haben, ist nicht zu beschreiben.“

Dabei führte der Pastor seine Besucherin in ein Zimmerchen neben dem Schafstall; der Fußboden war mit Stroh bestreut; auf einer Matratze in einer Ecke saß ein menschliches Wesen, nur halb bekleidet, mit scheuem Ausdruck der Augen, die mit starrem Blicke die Eintretenden anschauten.

„Dies arme Mädchen wurde mir vorgestern ins Haus gebracht,“ sprach der Pfarrer, „seine Mutter ist unter einem Busch am Wege am Säuserwahnsinn gestorben und die Gemeinde, die ihr die Grabstätte

gönnte, wußte nirgends anders mit dem unglücklichen Wurmchen hin. Meine gute Mutter Klein hat es gleich aufgenommen, es zuallererst in einen Waschzuber gesteckt und abgeseift, aber es läßt sich durchaus nicht zur Reinlichkeit anhalten, und muß täglich umgekleidet werden. Da haben wir's vorerst in diese Einzelhaft gebracht, wo sich die Mutter mit seiner Erziehung privatim beschäftigt, um ihm das erste Abc menschlicher Fesseltung beizubringen.“ Die liebe Alte nahm das arme, etwa sechsjährige Kind auf den Schooß, liebte es und reichte ihm ein Stück Brod, welches es verschlang, ohne ein Wort zu äußern. „Es wird schon werden,“ sagte sie in ihrer ruhigen Art, „heute sieht das Kind mich schon vernünftiger an.“ Sie nahm das kleine Wesen auf den Arm und freute sich, daß es sich ihre Liebkozung gefallen ließ.

„Welches Vorbild weiblicher Aufopferung und mütterlicher Güte haben Sie in Ihrer Vorsteherin gefunden, mein lieber Herr Pastor!“ sagte im Hinausgehn die Dame.

„Es wird sich wohl schwerlich ein entsprechender Ersatz für sie finden,“ erwiderte er, „wenn ihre Kraft vollends verzehrt ist. Sie feierte dieser Tage ihren neunundsechzigsten Geburtstag. Seit fünfzehn Jahren arbeiten wir zusammen und erziehen unsere Kinder in Armuth und ländlicher Bescheidenheit. Ihre Nahrung und Kleidung müssen sie selbst beschaffen, und auch am Hause bauen sie mit. Dabei sind sie fast immer munter und gesund und lernen früh den Werth des selbstgepflanzten Stück Brodes verstehen.“ (Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Krachmandel in Nr. 16: Die Winde.

Für die Geflüchteten in Konstantinopel gingen ferner ein v. S. L. in S. 2 M., v. Paß. Sachse in Großwenden 3 M.

Neu eingetretene Abonnenten erhalten die Nummern des 1. Vierteljahrs gegen fr. Einfindung von 50 Pfennigen in Briefmarken (bei 15 für eine Adresse gewünschten Exemplaren für je 40 Pfennige) franko zugesickt. Auch die Postämter und Buchhandlungen nehmen Nachbestellungen an.

Anzeigen.

W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt,
Nonnefeldt's vorzüglichen Thee,
Sprengel's reines, entöltes Sakaopulver,
Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus der Fabrik Mey und Gölich in Leipzig. Verkauf zu den Leipziger Original-Preisen empfiehlt
L. Meyer-Nicolay,
Straßburg i. G., Brandgasse 6, gegenüber der Mairie.

Griechische Weine.
Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende
1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten
Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Miselstra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.
Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.**
Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.
Neckargemünd. J. F. Menzer.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schloßergasse 14, wird am Sonntag, den **28. April**, Vormittags **11 Uhr** in der **deutschen** Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

In der Zimmer'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Kaiserbüchlein. Kaiser Wilhelm als Christ.
Preis: 20 Pf., 11 Ex. 2 M., 25 Ex. 3 M.
75 Pf., 100 Ex. 12 M.

Pastoria. 24) Für das Stiftungshaus gingen in 1978 Gaben 3073 M. ein.
— Chr. S. Hottinger —
Jesus Christus u. seine Kirche. 64 Porträts u. vielen Denkprüchen.
106 Bilder. 2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser
Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser 1 M. 80. — Vielfach für Schüler be-
in Straßburg i. G. 80 Pf. gebrt und empfohlen.
Von beiden Schriften nahezu 40,000 Exemplare verbreitet.

Herausgeber: Dr. Chr. S. Hottinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.